

## Inklusion persönlich

Am Ende des letzten Schuljahrs habe ich zusammen mit Robert Wagner, dem Schulleiter der Musikschule Fürth, in den 9. Klassen des Heinrich-Schliemann-Gymnasiums für ein integratives Projekt-Seminar geworben. Meine Aufgabe dabei war es, von meinen Erfahrungen mit Schülern einer Förderschule der Lebenshilfe, (Hallemann-Schule Fürth) zu berichten - sozusagen auf Augenhöhe, von Schüler zu Schüler.

Ich war mehrere Male mit der Musikschule Fürth auf integrativen Konzertreisen und habe außerdem ein einwöchiges Praktikum mit Menschen mit Behinderung in der Hallemann-Schule gemacht - ich hatte also durchaus etwas, worüber ich erzählen konnte.

Vorgestellt wurde ich als „Clara, die seit einigen Jahren an der Musikschule ist, somit nach und nach in die Musikschararbeit und eben auch in die integrative Arbeit reingewachsen ist.“

Ich glaube, diese Aussage muss man ein bisschen differenziert betrachten. Natürlich bin ich nach und nach in die „Gemeinschaft“ Musikschule „reingewachsen“: das fing mit dem Gesangsunterricht an, nach und nach trat ich dann bei einigen Vorspielen auf und dann kam irgendwann die Nachfrage, ob wir nicht fest in einer Band singen wollen. Es folgten wöchentliche Bandproben, größere Konzerte und schließlich sogar Konzertreisen.

Anders verhielt es sich allerdings mit der Integrativen Arbeit - in die wächst man nicht so einfach hinein. Das geht nämlich eigentlich gar nicht. Vielmehr ist man plötzlich mitten drin, ohne es wirklich gemerkt zu haben.

Bei mir „passierte“ es auf einer der integrativen Konzertreisen mit meinem Ensemble Gribbom KA, dem Saxofon-Ensemble Rucksax und etlichen Hallemann-Schülern - Schülern mit Behinderungen - , die bei Robert Wagner Blockflötenunterricht hatten.

Los ging es gemeinsam im Bus - und „gemeinsam“ verlief auch der Rest der Reise: zusammen Essen, Fußball spielen, Ausflüge in die Umgebung. Doch trotz der gemeinsamen Unternehmungen hatte ich am Anfang nicht das Gefühl von

„Gemeinschaftlichkeit“ – es kam mir eher vor wie ein Nebeneinander von Musikschülern und Hallemann-Schülern. Auch haben wir zunächst nur getrennt geprobt.

Das änderte sich jedoch am fünften Tag. Da hieß es plötzlich: „Jeder Musikschüler schnappt sich zwei Hallemann-Schüler und studiert dann in den nächsten 20 Minuten mit diesen ein Lied aus dem Liederheft Max-Gemeinsam ein.“ So. Da saß ich also, mit zwei Schülern mit Behinderung, die Blockflöte spielten. Jedenfalls ein bisschen. Einer

beherrschte die Melodie des Liedes, der andere konnte nur bestimmte, bunt hervorgehobene Töne spielen (Noten auf den Taktschwerpunkten). Ich weiß nicht mehr, was wir gespielt haben, aber ich weiß noch, dass ich ziemlich hilflos war und nicht wirklich wusste, wie ich mit den beiden arbeiten sollte. Geklappt hat es aber trotzdem – nach einigen Startschwierigkeiten. Und: wir hatten jede Menge Spaß! Am Ende haben wir unser Ergebnis den Anderen präsentiert und waren stolz auf unseren gemeinsamen Erfolg. Es war Klasse! Das alles war 2009.

Dieses Jahr (2012) war ich wieder dabei und natürlich sollten wir auch wieder zusammen Lieder einstudieren. Ich habe mich gefreut, wie selbstverständlich das für mich inzwischen ist. Und es war interessant zu sehen, dass die jüngeren Musikschüler teilweise genau die gleichen Schwierigkeiten hatten wie ich damals – und sie genauso wie ich überwunden haben und gemeinsam mit den Hallemann-Schülern eine Menge Spaß hatten.

Mir hat es gezeigt, dass Integration ganz einfach sein kann. Zum Beispiel, indem man Schüler mit Behinderungen und Musikschüler dazu ermuntert, einfach mal gemeinsam musikalisch zu arbeiten. Auch wenn am Anfang keiner der Beteiligten weiß, wie das ablaufen soll und was dabei herauskommt. Trotzdem funktioniert es irgendwie jedes Mal. Und am Ende stehen ein gemeinsamer Erfolg und jede Menge Spaß am gemeinsamen Musizieren.

Noch etwas Wichtiges hat mir diese erste Konzertreise gezeigt: Ich halte mich eigentlich für einen sehr offenen und toleranten Menschen ohne Vorurteile. Ich habe keine Probleme mit Menschen mit Behinderung zu arbeiten und mache keine Wertunterschiede. Trotzdem habe ich am Ende der Konzertreise gemerkt, dass ich die Hallemann-Schüler plötzlich anders sehe.

Am Anfang war das Erste, was mir aufgefallen ist, immer die Behinderung. Das war keine böse Absicht, es war mir auch gar nicht bewusst, aber darauf lag immer das Augenmerk. Erst am Ende der gemeinsamen Zeit bemerkte ich, dass in meiner eigenen Wahrnehmung die Hallemann-Schüler plötzlich ganz „normale“ Kindern waren und dass die Behinderungen auf einmal vollkommen im Hintergrund standen. Natürlich hatte sich dadurch auch mein Verhalten ihnen gegenüber verändert, der Umgang war viel selbstverständlicher, viel weniger vorsichtig und viel normaler – einfach so, wie mit anderen Kindern auch.

Diese Erkenntnis hat mich ein bisschen schockiert. Denn obwohl ich mich für offen und tolerant gehalten hatte, verhielt ich mich zu Anfang reichlich verklemmt und

voreingenommen. Wie ist das denn dann erst bei Menschen, die vielleicht nicht von vornherein aufgeschlossen und unvoreingenommen sind? Ich merke an meinem eigenen Umfeld, dass es durchaus Menschen gibt, Jugendliche wie Erwachsene, die den Begriff „Mongol“ für eine angemessene Bezeichnung halten, die sich über Behinderungen lustig machen und die Integration für eher störend, unnötig und vor allem für sinnlos halten. Wie sieht der Umgang mit Menschen mit Behinderung dann bei Menschen mit diesen Einstellungen aus?

Insgesamt glaube ich, dass es vollkommen normal und in Ordnung ist, ein bisschen Berührungsängste zu haben oder im Umgang mit Menschen mit Behinderung gehemmt zu sein. Wichtig ist allerdings, dass man bereit und fähig ist, seine Meinung und seine Einstellungen zu überdenken, gegebenenfalls zu verändern, weiterzuentwickeln oder eben auch neu zu erfinden. Das war zumindest **meine** prägende Erfahrung in der integrativen Arbeit.

*Clara Emer*